

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 22. September

1921 / Nr. 212

Reigen.

Von
Martin Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Bellarioseln und Heringe. Und außerdem ein Käsepfund Bebermuff. Von der Bebermuff eß der Vater und die Mutter und da noch ein Stückerl übrig bleibt, darf sich auch Grete, die Vierzehnjährige, eine Stulle machen. Für Fröhgen aber bleibt nichts mehr. Fröhgens Augen fällen sich mit Tränen. Mit wütenden Widen mißt er Grete. Die Mutter jedoch ermahnt: „Kleine Kinder müßten nicht von allem haben. Es ist ihr häßlich, immer unzufrieden zu sein. Grete hat bischen Würst nicht gönnen! Von allen Unterdünen ist der Reib die häßlichste.“

Fröhgens Mutter, die würdige Erzieherin, begibt sich nach Tisch zur Nachbarin, der Bäckerin Schulte, um ein wenig zu plaudern. Frau Schulte ist in der Stadt gewesen und hat ihre Sommerkleider gemacht. Stolz zeigt sie ein Kleidungsstück nach dem anderen vor, einen Cocoroot-Mantel mit weichen Wärmeln, einen braunen Strahhut mit grüner Seidenfäule, eine Taublu- und zwei Paar Frühlingshüte. Beim ersten Blick der Fröhgens Mutter begehrt hochgeprägungen und hatte sich nicht genug tun können in Worten der Bewunderung. Aber während sie sich küßelt. Angelegentlich des Gutes, von dem Frau Schulte beläufig erzählt, daß er 250 Mark ge-diet habe, wird sie stumm wie ein Fisch und nachdenklich die Nase mit frummen Rospindeln betrachtet. Ah, rentt sie wutschraubend nach Hause. Frau Schulte kann sich das leisten; sie aber! Natürlich, wenn der Mann nicht in die Welt paßt, wenn er sich von jedem-mann übers Ohr lassen läßt!

Frau Schulte geht ihren neuen Mantel an, setzt ihren neuen Hut an und fährt in die Stadt, um in den belebten Straßen spazieren zu gehen. Es begegnet ihr Frau Wehmann und die beiden Damen bleiben stehen. Frau Wehmann, die Gattin eines ehemaligen Seidenhändlers, setzt Seifenfabrikanten, trägt federe Stümpfe und Schuhe, einen mit Seide gefütterten Mantel, ein goldenes Uhrarmband und einen Reiter auf dem Hut. Frau Schulte bewundert die herrliche Toilette. Frau Wehmann aber meint lächeln: „Ja bitte Sie, Frau Schulte, was ist denn an dem Mantel Großes? In ganz einfacher Mantel, nur für den Wertig. Nächstes Woche will ich nach Berlin fahren und mit einiges Kleines anziehen. Was, wenn man's nicht hält, hat — warum soll man so power herumlaufen?“ Frau Schulte fährt mit der Elektrischen nach Hause, lebend, und legt sich eine Rede für ihren Mann zurecht, die sie gehalten hat. Natürlich, wenn es einer nicht versteht, die Konjunktur auszunutzen!

Auch Frau Wehmann geht nach Hause, sich umzusetzen, denn sie ist mit ihrem Mann bei Staatsrat Pfautsch zum Tee geladen. — Die Zimmer bei Staatsrat Pfautsch sind erfüllt von der Unterhaltung einiger Duzend Herrschaften der Gesellschaft. Da sind jüngere Beamte, Professoren, Schriftsteller, Industrielle. Die meisten Herren im Cut, nur wenige im Smoking oder im Frack. Der größte Teil der Damen ist einfach gefeibel: Man sieht nur wenig Schokolade, ein gute kleine Brillantohrgehör, keine, beschämte Madeln. Frau Wehmann kommt sich in ihrer gerunden Weltbude durchaus deplaziert vor und ihre schwere Perlenkette misst den großen Ringen an den Fingern während sie zum Tee geht. Es ist ihr, als ob man über ihren Mann lächle, der nichts zu sagen weiß und ungeschickte Antworten gibt, wenn man ihn fragt. Aber auch sie weiß nichts zu sagen. Man spricht vom „Untergang des Abendlandes“, vom Spiegel-menschen und wenn Frau Wehmann, um auch etwas zu sagen, erwähnt, daß sie jüngst in Berlin im Metropol-Theater gesehen sei und daß man dort großartig spiele, dann schweigt alles eilig. Frau Wehmann ist unglücklich. Sie grüßt ihrem Manne. Er ist an allem schuld! Was nützt denn das bischen

Geld? Mehr als fastessen kann man sich ja doch nicht! Nichts kann ihr Mann, als teure Sachen anzufassen! Damit gewiß jeder recht, das er ein Schächer ist! Frau Wehmann sieht sich doch, von den Damen, in deren Mitte sie sitzt, für voll genommen zu werden. Mit Reib hört sie den Herrschaften zu, bei denen das Geldbedienen nicht im Mittelpunkt des Lebens steht. Da ist zum Beispiel Geheimrat Müller, ein Herr mit langem weissen Bart, ein stets freundlich lächelndes Gesicht, von dem Frau Wehmann notorisch — durch das Dienstmädchen — weiß, daß er laum fast zu einem habe. Trotzdem hört man ihn zu, als ob jedes Wort eine Offenbarung bedeute.

Gegen Mitternacht erscheint Minister Cebulla. Er entschuldigt sich ... seine Zeit ... Konferenzen ... Er braucht sich nicht groß zu entschuldigen. Man weiß ohnehin, daß Minister Cebulla Hunderte von Kleinigkeiten selbst erledigt, daß er täglich ein Duzend Konferenzen hat, daß er Vorträge hält, Artikel schreibt, auf der Spitze von industriellen Unternehmungen steht. Ein unermüdlich arbeitender Mann, der nicht zur Reue kommt.

Geheimrat Müller nimmt die Gelegenheit wahr, unter vier Augen mit dem Minister zu sprechen. Er hat sich am 3. 4. mal bei der Besetzung von Aemtern äussern lassen; man habe ihm die jüngere vorgezogen. Der Minister lächelt: „Wenn Sie eine offene Frage an mich stellen, so sollen Sie auch eine offene Antwort haben. Das sind Kender, die nur jüngere Kräfte verwalten können. ... Wir schätzen Ihre Verdienste ... aber wir schauen vorwärts, nicht rückwärts. ... Weiter wird sich auch das Pensionierungsrecht nicht umgehen lassen.“ Geheimrat Müller lächelt nicht mehr. Er hört die sogenannte neue Zeit.

Minister Cebulla schläft einige Stunden. Dann liebet er sich in Eile an, frühstückt, verhandelt dabei mit einem Privatsekretär, liest einige Briefe und eilt aus Amt. Er braucht das Auto nicht, er will durch die Straßen des „Mauerwärtels“ gehen. Eine Petition, es müsse gegen den Verkauf, den die Papierfabrik in die Straßen des „Mauerwärtels“ trage, etwas geschähen, hat großes Aufsehen erregt. Er will sich persönlich überzeugen. Tausende von Gedanken durchschweben dem Kopf des Ministers. Möglich fällt ihm ein, ein kleiner Junge auf, der mit einem zappeligen Körper um die Werte läuft. Der Junge und der Kider blicken sich auf dem Boden herum, bringen auf, laufen, laufen über einander und der Junge lächelt dabei unanständig so laut und herzlich, daß der Minister stehen bleibt. Er sieht das armenig geliebte Fröhgen, er sieht, daß dieses arme Kind lustig ist und lachen kann, wie er, der Minister, seit 20 Jahren nicht mehr lachen konnte. Er beißt sich auf die Lippen und sein Herz beneidet das arme Kind. ...

Was ein Mann wert ist.

Von
Georg Stetelke.

(Nachdruck verboten.)

Hundertmal hat mit meine Frau schon verflucht, daß sie tausendmal besser daran gewesen wäre, wenn sie mich nicht geheiratet hätte. So ein Mann ist doch zu gar nichts zu gebrauchen, und stelle dabei die ungläublichsten Ansprüche. Eine wahre Wanpflage — so ein Mann. Nun müßten Sie wissen, daß ich sehr gutmütig veranlagt bin. So lange nun einmal eine Frau keine Kinder hat, ärgert sie sich über ihren Mann. Ich schämte ihn nach allem Recht der Kunst, bis endlich Nachwuchs da ist. Dann ist man die Vorwürfe los, Jahre, Jahrzehnte lang, bis die Kinder, besonders die Töchter, groß geworden sind und nun ihrerseits den Vater malträtieren. Wir haben keine Kinder. Darum die Anzufriedenheit mit mir, die Geringfügigkeit meiner Persönlichkeit. Aber vielleicht kommt's noch. Ich habe Geduld! —

Unlängst mußte ich auf zwei Monate für eine Zeitung eine größere Stelle antreten. Da hätten Sie meine Frau beim Abschied sehen sollen! Gleich war ich was wert. Was tue ich nur die ganze Zeit ohne dich? fragte sie befallener und ließ aus ihren schönen Augen eine letzte Dufte fließen. „Bitte“, sagte ich, „gehe Deinen Tränen! Was Du durch meine Abwesenheit entbehrt, darfst Du durch andere Dinge er-jegen und die Rollen auf m'ein Konto stellen. Nur treu müßt Du mir bleiben!“ Und damit zog ich in die Weite. —

Bei meiner Rückkehr fiel mir meine Frau freudbefräftend um den Hals. Offen geblieben — mir kam die Wohnung etwas fremdartig vor. Gleich an der Tür empfing mich ein Riesen-mann mit Gebelle und beim Betreten des Wohnzimmer's schnornte mir ein Papagei, „Schorschi — einziger Schorschi!“ entgegen. Und in der Küche spielte eine Ratze auf dem kalten Herde. „Ranu?“, rief ich erlaut.

„Ja Männchen“, sagte da meine Frau, „ich fühlte mich so allein und ein am ohne Dich — ich suchte eben Erleich für Dich, und da habe ich mit denn den Hund für 2400 Mark, die Ratze für 10 Mark und den Papagei samt Käfig für 750 Mark gekauft. Und weil ich am Abend, wo Du sonst immer bei mir geessen und Witz erzählt hast, Erleich für Deine „geistreiche“ Unterhaltung brauchst, so ging ich ins Theater, ins Konzert oder zu Vorträgen, die ich sonst viel unanständiger Dir zu hören bekam. Das macht für 60 Abende zu durchschnittlich je 15 Mark für Eintrittsreisen 900 Mark, inklusive den anderen Männergesellschaften also 4090 Mark, das ist doch nicht viel?“

„Liebe Frau“, sagte ich, „eigentlich hatte ich mich nach Deinen Reden von früher für viel geringer eingeschätzt. Es ehrt mich und mein Geschick, daß Du den effizienten Wert eines Mannes für den Zeitraum von zwei Monaten auf 4090 Mark besserfindest. Das ist aber ein hoher Betrag, für das Geld, liebe Gattin, hätte ich 10 Jahre Frau er-sich gehabt.“

Seit damals ist meine Frau auf mich böse. Aber — sie wird schon wieder gut werden. —

Die Entdeckung der absoluten Kunst.

Von
Dr. Wolfgang Dierke,
Privatdozent an der Universität Halle.

(Nachdruck verboten.)

Man tut sie nicht ab, die Kunst unserer „Jüngsten“, die heute schon gar nicht mehr so jung sind, mit der Banalität des „Alles-ison-dagekommen“. Man erlebtigt den Expressio-nismus in seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung und Eigenart nicht mit der Erkenntnis, daß das Prinzip der Ausdrucks-kunst kein neues, daß diese oder jene historische Erscheinung oder Strömung schon Ähnliches gemollt oder gar bei den Jüngsten Pate gefunden habe. Man vertieft damit seine Bedeutung. Als polemischer Einwand ist es die Argumenta-tion des wissenden Kunstphilosophen, der sich vor der über-rumpelnden vom Zeiterebenen durchschüttelten Gewalt jüngster Kunst schämen möchte, schämen auch zugleich vor unheimlichen inneren Entwicklungsnotwendigkeiten. Eine merkwürdige Angst, die sich in der Paradoxie erregt, jüngste Kunst aus Verzeir über angebliche Keuerungsstufe doch mit dem gleichen Maßstab des schon Dagewesenen abzumeten. Verleugnet doch in übrigen Theorie und Praxis der Kunstjünger selbst nicht ergebende dankbare Berpflichung gegenüber erlebtenverwandten Erscheinungen und Bewegungen kunstgeschichtlicher Vorgangens-felt.

Nur eine Gruppe macht eine Ausnahme: Die ganz Rabi-kalen, die Kunstschönheiten der Rang- und Associations-sammlung, der gegenstandslosen Strich- und Farbkombinatio-nen, die die Jahrtausende der Kunst heraufführen, von

Geschmückt mit Verisinnigen bunten Bändern ...

Roman von

Fred Zellins.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)

28. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Frei ... ich bin.“
„Mutchen sah ihn an ... prüfend ... ernst.“
„Dein Herz ist es? Gut, Jungchen — das macht die Trennung leicht. Aber dein Gewissen auch? Sei im Herzen hart — aber dein Gewissen halte Dir so empfindsam und hart wie ein dünnes Kristall. Jeder Hauch muß es trüben. Und Deine Ehrenhaftigkeit! — Deine Ritterlichkeit gegen das Weib richte nie nach dem Urteil der Welt. Die Moral der Menschen ist ein beschämendes Ding. Sieh in jedem Mädchen das Kind, um das sich eine Mutter sorgt. Ehre an jeder Frau ihrer Mutterhaftigkeit heiligen Beruf. Und sich in jedem Menschen Gottes eides Geschöpf. Jungchen, denke Du so — dann bist Du heute nicht frei — vor deinem Gewissen nicht — und auch äußerlich nicht frei von Schuld.“

Kurt schweig. Mutchen fuhr fort:
„Daß Du ein Mädchen zu einer so langen und ungenü-genden Gemeinschaft mit Dir verleiht hast, ist eine Schuld — Daß Du dadurch Wünsche und Hoffnungen nährst, die bei einem jungen Weibe verständlich sind, — das ist die andere. Aber, daß Du Opfer der Liebe und des Herzens gefordert oder genommen hast, für die Du schließlich die Gegenleistung schuldig bleiben müßtest, ist die größte. So denke als edler, ritterlicher Mann. So denke — so handle fortan. Die Gewissensschuld sühne Du für Dich — Das äußere Arrangement mit dem Mädchen nehme ich Dir ab.“

„Hart blüde auf, Mutchen nicht ihm zu.“
„Ich war heute dort. Es kommt alles zurecht. Ich habe mit dem Mädchen traurig gesprochen. In einigen Tagen will ich ab. 1500 Mark zahlst ich ihr hier — in gleiche Summe nach Berlin.“

„Dies traurige Sägen der Mutter schnitt Kurt tief in das Herz.“
„Jungchen — Du weißt, es fällt mir nicht leicht, es muß doch sein. Ich will keine Feden an Feinem Ruf. Aber nun sei künftig ein Mann. Sei brav, werde hart.“

„So sprach das Mutchen. Und Kurt dachte an den Sitzesherabend. In den Unter aus geg' seinem Bl-i. Mit einem inbrünstigen Dankbarkeitssang heugte er sich über die alte Feine und daß's so ungeliebig.“
„Mutchen — bei Gott — ich will's.“
„Eintönig — schmer wie draußen die Regentropfen an das Fenster, so trüpfen die Tränen in das Meer der Zeit. Gleich einer unabehabaren dicken gramwürdigen Wolke am Himmel lastete die Not über der Welt.“

Unter dem Grauhimmel — trotz Sturm und Trang sprokhte an Baum und Strauch der junge Trieb. Nur sehr sehen wollte, sah's. Trotz allem — der Frühling kam. Aber das Menschenherz war trübe und zag. D U Glück ... Du weites, fernes Glück! So wie die Schmuckst wuchs, so schwannd zum Heften die Kraft.

Glattrot von Bruderherk war dieses Frühling's Beginn. Glanzmengen des Bürgerkriegs leuchteten über die blühende Flur. Wagnisstraten fädelten in die Herzen wie ein schauerliches Fanel.

Geifernder Haß — niedriger Infinit beherrschten die Welt. Menschen wurden zum Tier. Ideale zertrat die Partei. Gott entzog seine Hand. Schätze in gerechtem Jörn Hunger, Glend, die Not.

Blütenblätter des Menschheitsfrühlings zankte der Sturm.

Knospen der Hoffnung erloschen im Eid ...
In diesen grauen härmlichen Tagen konnte die Liebe von Mutter und Schwester dem Kranken Strahlen der Wärme — des Glücks. Wie ein seufzender Freudent war, er sehen Mutter in Mutchen's Herz. Und was er zwar enger, aber harmloserer Rosen war seine Aerie häusliche Welt.

